

Am 6. März 1957 wurde die britische Goldküste als erste afrikanische Kolonie südlich der Sahara unabhängig. Präsident Kwame Nkrumah benannte das Land noch in derselben Nacht in Ghana um. Damit begann in Afrika das postkoloniale Zeitalter. Heute gibt es

50 Jahre unabhängiges Afrika
auf dem Kontinent 55 unabhängige Nationalstaaten – aber von den damaligen Hoffnungen auf Freiheit und wirtschaftliche Souveränität ist wenig geblieben. Warum nur? Was wurde aus dem von Kwame Nkrumah postulierten „Reich der Freiheit“? Und könnte es sein, dass Afrika für eine bessere Zukunft völlig eigene Staats- und Gesellschaftsmodelle entwickeln müsste?

tät ist wenig geblieben. Warum nur? Was wurde aus dem von Kwame Nkrumah postulierten „Reich der Freiheit“? Und könnte es sein, dass Afrika für eine bessere Zukunft völlig eigene Staats- und Gesellschaftsmodelle entwickeln müsste?

Abschied von den Hyänen

David G. Maillu hat ein alternatives Politikmodell für Afrika erarbeitet

Er ist mit der kolonialen und nachkolonialen Misere Afrikas groß geworden. Er hat Kenias gewaltgeladene letzte Jahr unter britischer Herrschaft erlebt; er hat den ersten kenianischen Präsidenten, Jomo Kenyatta, eine patriarchalische Nachfolge antreten sehen; er hat die autokratische Regierungszeit Daniel Arap Moïse und seine umkämpfte Abwahl nach westlich-demokratischem Vorbild 2002 miterlebt; und er hat der umjubelten neuen Regierung dabei zugeschaut, wie sie alte Fehler wiederholt und das fast schon klichierte amutende Abbild einer Politik aus Korruption, Despotismus und ethnisierten Konflikten weiter zementiert. Mit Romanen und soziopolitischen Abhandlungen zu dieser nicht enden wollenen Litanei avancierte David G. Maillu zum meistgelesenen Schriftsteller Ostafrikas. Über dreißig Jahre literarische und verlegerische Produktivität, mehr als 70 Bücher, der bedeutendste Literaturpreis Kenias – und doch: Im vergangenen September gab Maillu bekannt, genug zu haben. Genug vom Schreiben und genug von der politischen Entwicklung seines Landes. Statt nun aber zu verstummen, gründete er die Partei „Communal Development of Kenya“ und meldete sie für die im Dezember 2007 stattfindenden Wahlen an. Maillu wurde auf seine alten Tage Präsidentschaftskandidat.

Überraschend ist die Transformation vom Schriftsteller zum Politiker nicht. Bereits in seinem Frühwerk versteckte Maillu hinter leicht lesbaren Plots politische Kritik, die unter der restriktiven Politik Kenyattas nicht offen formuliert werden konnte. In seinen essayistischen Arbeiten wurden traditionelle afrikanische Werte wie etwa die Polygamie differenziert erklärt und verteidigt. Seine Beschäftigung mit der verlorenen afrikanischen Identität, der Bruch zwischen Tradition und Moderne kulminierte in dem 1991 erschienenen historischen Roman „Broken Drum“. 1997 erschien dann sein politisches Schlüsselwerk, die „African Indigenous Political Ideology – Africa's cultural interpretation of democracy“.

Das Buch ist eine Antwort auf die von den Geberländern unter massivem finanziellem Druck eingeführte Demokratie nach westlichem Vorbild. Was für den Westen als Sieg in Sachen Demokratie erscheint, ist für Maillu eine Niederlage in Sachen indigener Entwicklung. Er ist entsetzt vom Schlachtfeld, das vor den ersten Mehrparteiwahlen 1997 entsteht: ethnisierte Konflikte mit tödlichem Ausgang, politische Parteien, die sich mit aller Gewalt bekriegen. Die Zustände erinnern an ein altes afrikanisches Sprichwort, das Maillu in seiner „Ideology“ zitiert: „Freundschaften mit Hyänen führen dazu, dass sie dir Tote ins Haus bringen.“ Das Werk verhält ungehört; die neugegründeten Oppositionsparteien sind ineinander verbissen und verlängern Daniel Arap Moïse autokratische Herrschaft ein letztes Mal. Als aber auch Moïse Abwahl fünf Jahre später nicht wirklich etwas ändert, fühlt sich Maillu einmal mehr bestätigt, dass westliche Demokratie in Afrika nicht funktioniert, sondern die um Politologen Francois Bayart so schön umschriebene „Politik des Bauches“ afrikanischer Eliten nur besser zu verdecken helfe.

Wählen nach Altersgruppen

„Dabei haben wir ein eigenes politisches System, das sich jahrhundertlang bewährt hat: das traditionelle System der Altersklassen“, schreibt Maillu. So wie die afrikanische Philosophie über Sprichworte gelebt worden sei, so sei die indigene afrikanische Politik nie theoretisiert und parteigebunden, sondern basisdemokratisch gelebt worden. Die vertikale gesellschaftliche Strukturierung und Organisation über Altersklassen habe stets funktioniert, sei immer wieder reformiert, aber nie missbraucht worden. Auch diesmal sei eine Reform notwendig, dürften weder nur Männer berücksichtigt werden, noch, wie Nyerere es formuliert hatte, die Entscheidungshoheit allein bei den Ältesten liegen. Maillu hat ein Drei-Kammer-Parlament vor Augen, das sich aus einer Partei für Männer, einer für Frauen und einer für Jugendliche zusammensetzt und sich basisdemokratisch bis ins kleinste Dorf widerspiegelt. Gewählt wird nur innerhalb der jeweiligen Gruppe, das Präsidentenamt wird allein von Frauen und Männern gewählt; die Jugendlichen, die sich aus der Gruppe der 18- bis 25-Jährigen rekrutieren, stellen dafür den Ministerpräsidenten. Da jede gesellschaftliche Einheit erfasst und selbstverantwortlich ist, könnten, so Maillu, von vornherein die für Afrika so typischen Probleme wie Tribalismus und offene Korruption verhindert werden.

Wie vor seinem literarischen Frühwerk, als er Kenianer aller Altersklassen auf der Straße interviewte und sie fragte, welche Literatur sie sich wünschten, so hat Maillu auch sein politisches Spätwerk bereits im Vorfeld auf dessen Tauglichkeit hin prüfen lassen. Er ist aus dem Land gegangen, hat seine Ideen in den Städten vorgestellt und fühlt sich bestätigt, das Richtige zu tun. Die Finanzierung des Wahlkampfes legt Maillu in die gleichen Hände, auf die auch die überaus erfolgreichen charismatischen Kirchen in Kenia bauen: Spender, die wissen, dass alle Pilze am gleichen Platz wachsen, aber nur einige essbar und andere giftig sind.

AXEL TIMO PURR

Der Dominoeffekt

Wie es dazu kam, dass die afrikanischen Befreiungspolitiker in kürzester Zeit die Herrschaftsstrukturen der ehemaligen Kolonialherren nachahmten



Die enthusiastischen Hoffnungen am frühen Morgen der Unabhängigkeit, die damit verbundene Leichtigkeit und Kraft kann man sich heute nur mehr schwer vorstellen. Unser Foto „The Twist“ hat der malische Fotograf Malick Sidibé 1965 in Bamako aufgenommen. Wir entnehmen es „The Short Century – Independence and Liberation Movements in Africa 1945 – 1994“, Prestel Verlag, 2001.

Lärmige Halbgebildete

Die neuen afrikanischen Politiker, die sich in der Regel aus der kleinen Schicht ausgebildeter Stadtbewohner zusammensetzte, verstanden sich indes als Bürger und wollten nicht länger Eingeborene sein. Nkrumah, Julius Nyerere, Sekou Toure und andere nationalistische Politiker verlangten nun politische Mitsprache. Die europäischen Kolonialbeamten waren genervt von diesen Politikern, in ihren Augen „lärmige Halbgebildete“, präntöse Fatzkes und Unruhestifter. Doch es half nichts, man musste mit diesen „Elementen der Unruhe“ kooperieren, um das koloniale Projekt zu retten. Die neue Generation afrikanischer Politiker hatte jedoch rasch gelernt, das Spiel der parlamentarischen Demokratie zu spielen und die neuen Strukturen zu einer stetigen Ausdehnung der eigenen Machtbasis zu nutzen. Es gelang ihnen, die politische Initiative zu ergreifen und den Gang der Ereignisse zu bestimmen. Beschleunigt wurde der Prozess dadurch, dass sich die USA und die Sowjetunion auf internationalem Parkett als anticoloniale Kräfte gerierten.

Parallel verlor die koloniale Entwicklungsinitiative rasch ihren Reformeifer. Die Verwaltungs- und Wirtschaftskreise in Paris und London waren Mitte der fünfziger Jahre überzeugt: Afrika würde für die Ökonomien in Europa und der Welt nurmehr eine marginale Rolle spielen.

Die hohen Kosten, die etwa mit der Schaffung von Wohlfahrtsstaaten nach europäischem Muster verbunden waren und noch sein würden, erschienen den Europäern immer mehr als Fehlinvestition. Typisch dafür waren die rhetorischen Fragen des französischen Journalisten Raymond Carver in *Paris-Match*. Er fragte, „ob es nicht richtiger gewesen wäre, das Krankenhaus von Lome in Nevers zu bauen, das Gymnasium von Bobo in Tarbes, und ob der Asphalt der Route Razel in Kamerun auf einer französischen Landstraße nicht besser am Platz gewesen wäre.“ Infrastrukturmaßnahmen und Sozialprogramme in Afrika wurden zurückgenommen oder verschleppt. Am Ende übernahmen die Afrikaner das Projekt „Entwicklung“ zusammen mit dem von den Kolonialherren aufgebauten Staatsapparat. Die Europäer stolperten gleichsam aus Afrika heraus, wie Basil Davidson einmal treffend bemerkte.

„Die Unabhängigkeit Ghanas ist bedeutungslos, wenn nicht alle Völker Afrikas ihre Freiheit erlangen“, verkündete

Nkrumah am Tag der Unabhängigkeit. Bald loderte die „Fackel der Freiheit“ in ganz Afrika. 1958 folgte Guinea, das sich weigerte, in einen von Frankreich dominierten franko-afrikanischen Staatenbund einzutreten. Sekou Toure, der erste Präsident Guineas, hatte dem französischen Präsidenten Charles de Gaulle zugerufen: „Wir, das Volk von Guinea, ziehen die Armut in Freiheit dem Reichtum in Sklaverei vor. Wir sind nicht bereit, auf unsere legitimen Rechte der Unabhängigkeit zu verzichten. Wir sind Afrikaner, und unser Land kann nie zu einem Teil Frankreichs werden!“ 1960 wurde dann das sogenannte Jahr Afrikas, vierzehn Staaten erhielten ihre Unabhängigkeit, darunter Nigeria, der belgische Kongo und der Sahelstaat Tschad, wo André Malraux, der damalige Kulturminister Frankreichs, am 11. August kurz nach Mitternacht im Schein einer Taschenlampe die pathetischen Grußworte General de Gaulles verlas. Niemand ahnte, dass in allen drei Ländern bald verheerende Bürgerkriege ausbrechen würden.

Der Weg zur Unabhängigkeit verlief in Afrika vergleichsweise unblutig. Natürlich, es gab Ausnahmen. Algerien etwa, Kamerun oder Kenia. Dennoch: Die Dekolonisation war vor allem geprägt durch den Einsatz politischer Strategien und Taktiken wie Streiks und Medienkampagnen, die die antikolonialen Bewegungen aus den politischen Systemen der „Mutterländer“ übernommen hatten.

Das „Reich der Freiheit“, das Nkrumah ausgerufen hatte, erwies sich für die meisten Menschen Afrikas rasch als Chimäre. Zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit glaubten die Führer dieser Jahre in der Position zu sein, das jeweils beste von Europa und Afrika auswählen zu können. Doch sie wurden Opfer ihres schnellen Erfolges. Sie kopierten, Gefangene des zeittypischen Machbarkeitswahns, ihre jungen Staaten als Sozialstaat mit Interventionskompetenz, sahen sich aber zugleich mit dem Erbe eines schwachen und autoritären Staates konfrontiert. Angesichts der großen Lücke zwischen Wollen und Können und aus

Gelächter statt Geknüppel

„Eine großartige Zeit, um Ghanaer zu sein“: Die Schriftstellerin Amma Darko über die Feiern zum 50. Jahrestag der Unabhängigkeit ihres Heimatlandes

Es passierte neulich in Wa, der Hauptstadt der Upper West Region von Ghana. Der „Tag der Flagge“ war eine von dutzenden Veranstaltungen, die eigens für die 50-Jahr-Feier der ghanaischen Unabhängigkeit angesetzt wurden. An diesem Tag mussten vor allen Firmen, Läden, Plätzen Flaggen gehisst werden. Private Autobesitzer, Fahrer der Tro-Tro-Kleinbusse und Laster wurden angehalten, an ihren Vehikeln Fähnchen anzubringen. In der Landeshauptstadt Accra drängte der Bürgermeister die Bewohner, die Häuser zu streichen und die Flagge auf dem Dach zu hissen. Theodosia Okon, die bei der Unabhängigkeit Ghanas eine junge Frau war, hat die Flagge mit ihren dunkelroten, goldgelben und satgrünen Querstreifen, in deren Mitte ein schwarzer Stern prangt, entworfen. Heute verkörpert diese Flagge unser Nationalgefühl, in das sich dieser Tage alle stürzen.

Der erste Streifen in der dunkelroten Farbe des Blutes symbolisiert die Opfer unserer Vorfahren, die ihr Leben für unsere Freiheit gegeben haben. Der zweite goldgelbe Streifen, steht für das Gold, dem wir unseren Kolonialnamen verdanken: Goldküste. Jenes Gold, das die Kolonialisten in unser Land lockte und uns letztlich zu Sklaverei und Kolonialismus verdammt. Der dritte Streifen symbolisiert das Dunkelgrün unserer dichten Regenwälder. Noch habe ich keine befriedigende Antwort gefunden, was der schwarze Stern in der Mitte ausdrückt, außer dass er die vollkommene Flagge noch vollkommener erscheinen lässt. Doch gerade der Stern ist das Detail, nachdem vieles in unserem Land benannt wurde: Der Schwarze-Stern-Platz, Ghanas bevorzugter Paradeplatz, The Black Star Line, Ghanas ehemalige nationale Schifffahrtsgesellschaft und natürlich unsere heroische Fußballnationalmannschaft, die Black Stars, die es 2006 zur WM nach Deutschland schaffte und uns mit Stolz erfüllte.

Die Ghanaer folgten aus vollem Herzen dem Aufruf zum Tag der Flagge. Eine junge Straßenhändlerin, die frittierten Bohnenkuchen verkaufte, beeindruckte mich besonders. Da sie keinen geeigneten Platz an ihrem Körper fand, ihre Miniatur-Flagge zu befestigen, während sie gleichzeitig die Kuchen in einem Behälter frittierte, den sie auf ihrem Kopf balancierte, opferte sie einen ihrer Bohnenkuchen für 500 Cedis (knapp 40 Eurocent). Sie pflanzte die kleine Flagge in den Kuchen und platzierte ihn oben auf dem Deckel des Frittiergeräts.

Worüber ich mich aber wirklich wunderte, war, dass das ghanaische Jubiläumsssekretariat es versäumt hatte, Fähnchen an die Schulkinder zu verteilen, die auf den Flaggenappell in Wa warteten. Vielleicht war es aber auch das Schicksal, das unsere flüchtige werdende Demokratie auf die Probe stellen wollte.

Wir haben keine Fahnen!

Alles lief gut, bis der Ministerpräsident der Upper West Region symbolisch die Flagge auf öffentlichem Boden hissen wollte. Dann forderte er die Menge auf, ihre Fahnen zum Gruß zu heben. In dem Moment passierte es. Keine Fähnchen flatterten da in die Luft, stattdessen drang ein ärgerliches Brüllen aus den Kehlen der Schulkinder. Wütend und enttäuscht riefen sie: „Wir haben keine Fahnen! Wir haben keine!“ Ich bin mir sicher, dass dieser Augenblick ihre Ahnen in höchste Alambereitschaft versetzte: Die Kinder hatten sich gegenüber einem „großen Mann der Regierung“ anmaßend verhalten. Und von dem, was die Vorfahren in der Vergangenheit erlebt hatten, stand zu befürchten, dass die Kinder nun eine rücksichtslose Behandlung erwartete. Die Polizisten würden sich mit ihren Gummistöpseln auf sie stürzen, um sie Schweigen zu lehren und ihnen so eine Lektion zu erteilen. Das war

die ghanaische Norm, die afrikanische Regel. Oder? Bilder von Demonstranten, ihren blutenden Gesichtern und zerschlagenen Körpern, besonders während Ghanas schwieriger Zeit der Putsche und Gegenputsche, haben sich in unser kollektives Gedächtnis eingebrannt.

Der erste Putsch von 1966, bei dem das Militär unter Africa den ersten frei gewählten Präsidenten, Kwame Nkrumah, stürzte, entschied Ghanas zukünftigen Weg: „Lasst Blut fließen!“ So brüllten die Ghanaer auch nach dem Sturz General Akuffos durch Jerry John Rawlings, wie bei all den anderen Staatsstreichern. Die erzürnten Ghanaer waren in ihrer Rachsucht blind vor Wut. Sie gedachten des Leidens, das die vorigen Heerführer mit ihrem so unverhohlenen Diebstahl aus den Staatskassen und der mutwilligen Unterdrückung der Bevölkerung über Ghana gebracht hatten. Allein das Vergießen von Blut schien die schmerzgeplagte ghanaische Seele besänftigen zu

können. „Lasst Blut fließen!“, brüllten die Ghanaer. Rawlings nickte. Und unser Rachedurst wurde blutig gestillt. Wir dankten es Rawlings, indem wir ihm den Namen „Junior-Jesus“ verliehen.

Heute blicken wir zurück und schaudern. Wir verstopfen die Straßen mit schwebenden Autos und wenn wir angehalten werden, lassen wir Cedi-Scheine in die Hände der Polizisten gleiten, damit wir nicht vor Gericht müssen. Wir zahlen für mächtige Unterschriften auf ungültigen Papieren. In den Gefängnissen tauscht der Schuldige mit dem Unschuldigen den Platz, nur weil er sich von den Richtern seines Schicksals freikaufen kann. Waren wir es wert, nach dem Blut der Anderen zu schreien?

Doch gerade das Chaos der Vergangenheit lässt uns so sehr an die Ruhe der Gegenwart klammern und diese so schätzen. Heute können wir einfach herausschreiben, was uns an Präsident Kufour nicht passt und dann wieder zu unserer



Die Straßenverkäufer verkaufen seit Monaten schon Jubiläumssnipps. Foto: AFP